



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Braun, Karl: Albert Oppermann`s letztes Werk. II. : (Schluß).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verderblichste Maske, in welcher jemals der Particularismus vor das Parlament getreten war; so verführerisch, daß sie die Majorität des Parlamentes ebenso wie die Vertreter der Regierung vollkommen berückt hatte — bis plötzlich der Kanzler selbst von Varzin gen Berlin aufbrach, mit seinem klaren Blick das Trugbild durchschaute, und mit seinem entscheidenden Wort die größte Gefahr, die dem Gesetz drohen konnte, energisch zurückwies.

Mit der kleinsten Majorität, die jemals ein wichtiges Gesetz in Norddeutschland gefunden, ward dieses uns aus dem Kampf der Parteien gerettet. Wenn es gescheitert wäre, — dürfen wir wohl heute fragen — welches Strafrecht würde uns das künftige deutsche Parlament bescheeen, das ungeboren im Schoß der Zukunft schlummert, von dem kein Sterblicher vorauszusagen vermag, ob die Liberalen die Majorität haben werden, von dem aber gewiß ist, daß zu vorübergehenden Bündnissen leicht die Männer des Rückschritts aus dem Norden streitbare Freunde finden werden an den Dunkelmännern des Südens?

Freuen wir uns daher des Gewonnenen und hoffen wir, daß recht bald eine Deutsche Strafgerichts- und Strafproceßordnung uns die einheitliche Auslegung unsres Strafgesetzes sichert.

— o —

Albert Oppermann's letztes Werk.

Von Karl Braun.

II.

(Schluß).

Es kann nicht meine Absicht sein, den Plan der Handlung bis ins Einzelne zu verfolgen, von jener Zeit an, wo das Kurfürstenthum Hannover par distance regiert wurde durch einen geistig blinden König, und zwar in einer Art, daß damals ein Anwalt an seine Klientin schreibt: „Den Plan einer Immediat-Eingabe an den König geben Sie nur gänzlich auf; denn erstens ist bei namhafter Strafe verboten, Seine Majestät mit Immediat-Eingaben zu belästigen; zweitens leidet aber Seine Majestät dermalen an Irrsinn; drittens geht jedes Immediatgesuch an das Geheimrathscollegium in Hannover, und dort würde Ihres, welches die Interessen des Grafen S. verlegt, wahrscheinlich zurückgehalten werden; endlich viertens aber, wenn es auch glücklich nach London zurückkäme, so würde fast mit apodictischer Gewißheit an-

zunehmen sein, daß es in der dortigen „Deutschen Kanzlei“ liegen bleibt“, — von jener Zeit an bis zu dem Anfange des Endes aller weltlichen Dinge, wo das „Mittelreich“ durch einen leiblich blinden König regiert wird, welcher die von seinem Vater gebrochene Verfassung aufs Neue bricht, um eine Kassen-trennung zu bewirken, welche die Finanzen des Hofes in nichtswürdiger Weise auf Kosten des Landes verbessert vermittelt der berüchtigt gewordenen „Dominalauscheidung“ eines Königs, der allerlei seltsame Katechismus- und Gesang-buchs-Experimente macht, und am Ende das Opfer einer Selbstüberhebung wird, welche sich selbst zum Mittelpunkt der Welt setzt, ohne nur entfernt die Entschlossenheit zu haben, auch die nur allergewöhnlichsten Mittel vorzubereiten, welche zur Erstrebung der gestellten Ziele erforderlich gewesen sein würden.

Das Jahr 1866 hat dem Königreich Hannover, dem Kurfürstenthum Hessen und dem Herzogthum Nassau ein Ende gemacht. Sechzig Jahre vorher (in der Zeit, mit der sich Band III des Oppermann'schen Romans beschäftigt), gingen die Kurfürstenthümer Hannover und Hessen unter (letzteres hatte sich erst kürzlich aus einer Landgrafschaft in ein Kurfürstenthum verwandelt), und das Herzogthum Nassau auf. Die Fürsten von Nassau hatten Napoleon I. die Schleppe getragen und wurden zum Dank für den Verrath am deutschen Reich zusammengeschweißt zu einem neu gebackenen „Herzogthum“ das man vergrößerte und abrundete, auf Kosten anderer gleichberechtigter Reichsfürsten, die man zur Strafe dafür, daß sie zu Kaiser und Reich gehalten, mediatisirte. Frankfurt am Main wurde damals zu einem „Großherzogthum“ unter dem Fürstbischof von Dalberg erhoben; und die stolzen Republikaner der freien Reichsstadt beugten sich in Demuth vor ihrem neuen Fürsten und dessen Oberherrn, dem Kaiser der Franzosen. Interessante Nachrichten darüber liefern uns die kürzlich publicirten Briefe des großen Geographen Karl Ritter*). Die französische Kaiserin, Josephine von Frankreich, kommt Ende 1806 nach Frankfurt und wird von den Bürgern mit Jubel empfangen. Karl Ritter (Band I. S. 153) schreibt: „Ich bin erstaunt, mit welcher Schnelligkeit sich unser Reichsbürgerinn in den französischen Hofton umgewandelt hat; wie bald diejenigen, welche vorher alles mit Bitterkeit durchhechelt hatten, was in Bezug auf diese Personen stand, nun alles überaus liebenswürdig, geistreich, voll Anstand und Würde fanden. Jeder hatte sich in den steifsten Gesellschaften vortrefflich amüsirt, wenn ihm nur ein gnädiger Blick zugeworfen wurde. — Der Bürgergeist entweicht immer mehr aus unsern Mauern, welcher mir Achtung für eine große Klasse der Ein-

*) Karl Ritter, Ein Lebensbild, nach seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von G. Kramer, Director der Franke'schen Stiftungen zu Halle. Halle, Buchhandlung des Waisenhanfes. 8. Erster Theil mit Ritter's Bildniß, 1864. Zweiter Theil, 1870.

wohner abzwang. Ich sehe aber, daß er nicht Folge des Charakters, sondern Folge der Verhältnisse war.“

Endlich, am 8. August 1807, kommt der große Kriegsgott, Napoleon I., selbst nach Frankfurt am Main, um seinen Knecht, das Geschöpf seiner Laune, den Großherzog von Frankfurt, zu besuchen. Und Karl Ritter, gewiß ein unverdächtiger Zeuge schildert (Band I, Seite 481 ff.) den Eingang, wie folgt:

„Es hieß, Napoleon der Kaiser kommt! Heute Abend! Sogleich wurde alles bereitet, ein Triumphbogen gebaut, Illuminationen angefangt; die ganze Stadt steckte sich in Uniform, die ganze Heerstraße wurde mit Bürgermilitär geschmückt. Der Fürst (Freiherr von Dalberg, von Napoleon's Gnaden Großherzog von Frankfurt am Main, welches sich Fulda, Aschaffenburg, Hanau u. s. w. annectirt hatte) fuhr selbst bis an die Grenze auf das Zollhaus, um seinen Gebieter zu empfangen; aber siehe da, er kam nicht! Nachts um 12 Uhr ging der Zug auseinander und ward um 5 Uhr wiederbestellt. In größter Herzensangst, als käme ein fürchterlicher Racheengel angezogen, fuhr ihm der Fürst wieder entgegen und harrete wieder vergeblich von der Frühe bis in die Nacht. Die fürchterlichste Hitze quälte die armen Bürger auf dem heißen Pflaster: überall Lärm, Müßiggang, Plage, Puppenparade, Angst, Freudenmusik, Mißmuth, vergebliches Hoffen, und selbst der Fürst hatte zitternd vor Angst kein Mittel gefunden, sich bestimmte Nachricht über die Ankunft des Kaisers zu verschaffen. Dieser jammervolle Zustand dauerte volle vier Tage zum Aerger aller rechtlich Gesinnten. Da hörte man plötzlich das Signal der Ankunft, alles trat unter die Waffen, alles flog an die Fenster und auf die Balcone, die Straßen waren voll von einer gaffenden Menge; da erhob sich eine Staubwolke, sie rollte immer näher; da traten 8 Pferde wie im Dämmerlicht heraus, und eine schwarze Kutsche flog wie das Bild einer ombre chinoise an der Menge vorüber, die kaum sah, ob jemand darin saß oder nicht. Die ganze Geschichte dauerte wenige Minuten; durch den Triumphbogen, den er vielleicht nicht einmal ansah, jagte der Kaiser in das Schloß seines Vasallen, des Fürsten.“

So Karl Ritter. Es liegt gewiß nicht ferne, eine Parallele zu ziehen zwischen diesem Verhalten von 1806 und 1807 gegenüber dem Kaiser von Frankreich und dem von 1866 und 1867 gegenüber dem Oberhaupte von Deutschland. Ich will jedoch dieser Versuchung ausweichen und habe obige Zeugnisse nur angeführt, um neue Belege dafür zu liefern, daß Oppermann die volle historische Wahrheit für sich hat, wenn er uns in den neuesten Bänden seines Romans erzählt, wie elend damals sich die „Stützen des Throns“ in Kurhannover und Kurhessen benahmen, und wie sie, die Legitimisten, nach Kassel, wo der französische Emporkömmling und

weiland Commis in Baltimore, Jérôme I., König von Westphalen, sein „lustig“ Regiment aufgeschlagen hatte, „zu Hofe dienen gingen“.

Auch die beiden Kurstaaten spielten später eine seltsame Rolle. Der Kurfürst-Großvater konnte 1806 so wenig zu einer Entschließung kommen, wie der Kurfürst-Enkel im Jahre 1866. Bald zeigte er Lust, mit Preußen wider die Franzosen zu marschiren, bald wieder auf Kosten des ersteren mit den letzteren Frieden zu machen. Das Ende vom Liede war, daß Napoleon I. durch Depositionirung der zweideutigen Haltung ein Ende machte. Der Kurfürst-Großvater floh, nachdem er seine Schätze, die er durch den Verkauf seiner Unterthanen nach Amerika erworben hatte, bei dem Hause Rothschild in Frankfurt geborgen, nach Prag. Von dort aus eröffnete er dem Freiherrn von Dörnberg für seinen beabsichtigten Aufstand, bei Rothschild einen Credit von 3000 Thalern, instruirte jedoch, vorsichtiger Weise, das genannte Bankhaus, „nur im Falle des Gelingens des Aufstandes zu zahlen“. Der Aufstand mißlang, und Rothschild zahlte nicht. Dörnberg rettete mit Noth das nackte Leben und erhielt vom Kurfürsten in Prag, wohin er geflüchtet war, einen östreichischen Einhundertguldenschein.

Was den Kurstaat Hannover anlangt, so „acquiescirte“ für denselben England dem Baseler Frieden und duldete, daß Preußen das Land besetzte, um es gegen englische Waaren abzuschließen. Man wußte das im Voraus. Der Friede von Amiens schaffte auf kurze Zeit Abhilfe. Dann wurde wieder der deutsche Kurstaat dem englischen Handelsinteresse geopfert. Die „Hannoverschen Getreuen“ schrieken: „Lieber französisch als preußisch“: Ihr Wille geschah. Preußen hatte für die Besetzung täglich 6000 Thaler ausgegeben und nichts aus dem Lande bezogen. Nun besetzten es die Franzosen und wirthschafteten es vollständig ab. Statt täglich 6000 Thaler auszugeben, holte der Franzose täglich das Doppelte.

Der Grundadel verarmte durch die Franzosen. Die Gräfin Melusine von Wildhausen, Doppermann's Heldin in Bd. 1—5., wird während der Krisis, in welche sie, auch eine der „Stützen des Thrones“, ihre Heimath hat stürzen helfen, nur von einem Gefühle bewegt. Sie hat bei dem Commissionsrath Grelinger Geld borgen müssen; und, im Vertrauen hierauf, hat die Frau des besagten Grelinger gewagt, eines Abends im Hoftheater zu Hannover in den ersten Rang zu gehen und sich in derselben Loge, in welcher Gräfin Wildhausen Excellenz thronte, niederzulassen, wenn auch viel, viel weiter hinten. Dieses entseßliche Attentat, das Eindringen einer Bürgerlichen, einer Jüdin, in die Loge einer Gräfin, einer Excellenz, — das war es, was die Herzen bewegte und die Zungen beschäftigte in der guten Stadt Hannover, zur Zeit als der Kurstaat zu Grunde ging. Und als nun die Herrlichkeit in Hannover zu Ende war, da ging die Gräfin Melusine, weil sie sich in ihrem Land-

fiße Heustedt ennuhirte und das ausgesogene Land wenig Geld abwarf, nach Kassel zu Jérôme's. Sie, die sich der intimsten Beziehungen zur Dynastie der Könige von England, ihrer Erziehung bei der Prinzessin von Wales, der höchsten Gunst des Königs Georg III. rühmte, wurde Hofdame in dem Palaste eines der kleinen Satrapen des Todfeindes ihrer bisherigen Gönner. Die Bilder aus der Zeit der Fremdherrschaft, aus dem tiefsten Verfall Deutschlands, wo namentlich auch die edeln alten Geschlechter aus den Ländern, welche Napoleon zum Ausbau seines Königreichs Westfalen vernutzt hatte, die Parole: „Lieber Französisch als Deutsch“ ausgaben, sind bei Oppermann mit ergreifender Wahrheit und Sachkenntniß gemalt.

Heutzutage können wir diese Bilder leichteren Herzens betrachten als ehedem. Heute tragen wir Alle das trostreiche Gefühl im Herzen: Sie ist gesühnt, die Schmach jener Zeiten; und wer versucht, sie wieder heraufzubeschwören, ist dem Untergange verfallen.

Aber wir dürfen die Lehren nicht vergessen, welche jene von Oppermann in scharf realistischen Zügen wiedergegebenen Ereignisse uns bieten, und die ich hier kurz zusammenfassen will.

Es war die verkommene Kleinstaateret in Deutschland, welche während der letzten drei Jahrhunderte stets dem feindlichen Auslande verrätherisch die Schlüssel der deutschen Burgen in die Hände spielte, von dem Verrath der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun bis auf unsere Tage. Und stets war es Preußen, das, neben dem alten „deutschen Reich“ als der Keim des neuen Deutschland emporgewachsen, sich von der Corruption des Alten freigehalten, in Kampf und Entbehrung, in spartanischer Zucht und Sitte gestählt hatte, und das, wenn die Fremdherrschaft in Deutschland um sich gegriffen, zur rechten Zeit auf dem Platze erschien, um sie, bevor sie Zeit gehabt hatte, sich festzusetzen, wieder hinauszumerfen.

So verjagte der große Kurfürst die Schweden und Friedrich der Große die Franzosen. So hat Preußen 1813 das Joch und 1870 den Einfluß, das „préstige“, die „préponderance légitime“ der Franzosen gebrochen, weil sie sich erfrechten, Deutschland Gesetze vorschreiben zu wollen.

Zum Dank dafür werden Herr Moriz Mohl in Württemberg und andere edle Particularisten und Volksvereinler nicht müde, zu versichern, die Preußen seien eigentlich keine wirklichen Deutschen, sondern Slaven, das „reine“ Deutschland sei nur im Südwesten zu finden, und dieser reindeutschen Bevölkerung dürfe man nicht zumuthen, die Militärlast, welche Preußen für Deutschland trägt, mitzutragen. Ach, wir armen „Rein-Deutschen“! Was wäre aus uns geworden ohne das tapfere preußische Schwert! Und wäre es nicht ein Zeichen äußerster Verkommenheit, wenn dieses „reine“ Deutschland erklärte, es sei zu schwach, dieselben Wehrkräfte auszubilden, wie jene „Halb-

flaven"; und außer Stande, sich selbst zu vertheidigen, bedürfe es des Schutzes der letzteren gegen das Ausland, ohne selbst ein Gleiches zu leisten?

Die Moral von der Geschichte, ich meine von der deutschen Geschichte während der letzten Jahrhunderte ist einfach die:

Preußen war bisher der einzige Hort Deutschlands. Nur sein Schwert wußte uns gegen die Fremdherrschaft zu schützen, welche letztere stets provocirt wurde durch die Zwietracht, die Ohnmacht und die Zersplitterung der deutschen Kleinstaaterel.

Was die Zukunft anlangt, so gibt es kein anderes Mittel, die Unabhängigkeit und Unversehrtheit Deutschlands und den Frieden Europas sicher zu stellen, als die folgerichtig durchgeführte Einheit Deutschlands unter preussischer Führung. Jedes Land, das sich dem widersetzt, reißt eine Schiene in unserem Harnisch auf und macht eine Lücke in unserer Rüstung, durch welche der feindliche Speer eindringt.

Nur eine Vereinigung Aller zu gleichen Rechten und Lasten kann die letzteren mindern. Was wir Alle gleichmäßig tragen, trägt sich leicht. Eine ungleich vertheilte Last wird doppelt schwer empfunden. Wer sich weigert, dem Vaterlande gegenüber eine Pflicht zu erfüllen, der fordert den Feind heraus, von unserer Zwietracht Gebrauch zu machen und ihm das Zehnfache der Last aufzuerlegen, welche er sich weigert, für das gemeinsame Interesse Deutschlands zu tragen.

Wer den Particularismus predigt, predigt den Rheinbund und die Fremdherrschaft, auch dann, wenn er sich dieses Zusammenhangs nicht bewußt ist.

Das Jahr 1870 hat uns Alle groß und stark gesehn in nationaler Gemeinschaft. Diese Größe schafft Neider und Feinde. Wer sich von der Gemeinschaft lossagt, der gibt sich den Feinden zur Beute. Denn man kann nicht ungestraft groß sein, wenn man in dem nächsten Augenblicke wieder unendlich klein ist. In Bayern und Württemberg scheinen immer noch Parteil männer zu existiren, welche, Epigonen der Rheinbundszeit, diese Wahrheit noch nicht begriffen haben. Sie werden durch Schaden klug werden; und sicherlich ist die Bevölkerung dieser Länder, das deutsche Volk im Süden, energisch genug, sich nicht in diesen Schaden mitzuverwickeln, sondern sich loszusagen von der veralteten Politik von Leuten, welche ihre Zeit nicht begriffen haben.

Ich habe vielleicht zu lange verweilt bei den Zeiten der Fremdherrschaft, während deren der Carnevalkönig Hieronymus von Westphalen, „immer lustig" Hof hielt in Kassel auf jenem benachbarten Schlosse, welches damals „Napoleonshöhe", früher Weissenstein hieß, und jetzt den Namen „Wilhelmshöhe" führt. |

Hier, wo der Rhein seine Orgien feierte, haust jetzt der Nefse als Gefangener. Derselbe französische Kaiser, dessen bewaffneten Beistand der letzte Kurfürst von Hessen wider den König von Preußen, den Vertreter der deutschen Einheit, 1866 angerufen hatte, ist 1870, als er sich anschickte, unsere nationale Einheit zu bekämpfen, demselben Repräsentanten der Einheit erlegen. Beide Gegner unserer nationalen Entwicklung, der einheimische Rebell und der auswärtige Feind, haben nun aufgehört zu regieren, beide bloß deshalb, weil sie sich unserer Wiedergeburt widersetzten. Beide wollten dem Rade der Zeit in die Speichen greifen; beide sind zermalmt worden. Merke sich das Jeder, den's angeht!

Und wie die Weltgeschichte es ähnlich, wie Shakespeare, liebt, selbst in ihre erhabensten Tragödien zuweilen eine humoristische Scene einzufügen, so ereignete sich im October 1870 Folgendes:

Während der depöfundirte Kurfürst in Horsowitz und der gefangene Kaiser auf Wilhelmshöhe über den Wechsel der Geschicke nachdenkt, fällt es den eingeschlossenen Parisern ein, „lediglich für Basseldang“ (eine deutsch-französische Redensart, die ich kürzlich im Elsaß hörte, deutsch: bloß zum Zeitvertreib, französisch: seulement pour passer le temps), vielleicht auch, um ein kräftiges Zeugniß ihrer Unversöhnlichkeit gegenüber dem depöfundirten Kaiser abzulegen, das schöne Schloß Saint-Cloud zusammenzuschießen. Unser deutsches Heer, der Feind, sucht der Barbarei, welche der Franzose hier wie anderwärts an seinem eigenen Lande verübt, nach Kräften zu steuern. Er löscht den Brand, so lange es möglich ist, mit eigener Lebensgefahr, und dann als es nicht mehr möglich ist, sucht er wenigstens an fahrender Habe zu retten was zu retten ist. Unter dem Geretteten befindet sich nun auch u. A. ein eigenhändiges Schreiben Seiner Königlichen Hoheit des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen an Seine Majestät Napoleon III., durch Gottes Gnaden und des französischen Volkes Willen Kaiser der Franzosen, datirt vom Juli 1866, worin der letzte Sprosse des Hauses Brabant französische Hilfe nachsucht gegen die von Preußen getragenen deutschen Einheitsbestrebungen, sowie der Protest des Kurfürsten, in rothem Maroquin gebunden. Denn nur der Haß gegen Preußen, nicht Vorliebe für das Haus Habsburg Lothringen war es, was den Kurfürsten 1866 vermochte, auf die Seite Oestreichs zu treten. Dieser kurfürstliche Brief nebst Denkschrift ist geeignet, den wenigen Leuten in weiland Kurhessen, welche noch mit dem Jahr 1866 schmollen, vorausgesetzt, daß sie ehrliche Deutsche sind, die letzten sentimentaln Belleitäten zu vertreiben. Indessen haben die tapferen hessischen Regimenter in Frankreich schon das Nöthige gethan, um die Schmach jenes Briefes und Protestes zu sühnen.

Der Oppermann'sche Roman, der uns im vierten Bande die französische Fremdherrschaft in Deutschland schildert, führt uns im fünften in den Be-

freiungskrieg und auf den Wiener Congreß, im sechsten nach Hannover und Göttingen, wo wir die Zeit der Restauration, der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenfängerei (welcher in der deutschen Rechtsgeschichte nur die Hexenproceße würdig an die Seite gestellt werden können), dann die Juli-revolution und die tragikomische „Göttinger Revolution“ und endlich das hundertjährige Universitätsjubiläum erleben; der sechste Band schildert uns die Zeit vor Achtundvierzig, den Verfassungsbruch des Königs Ernst August, die erbitterten, aufreibenden und resultatlosen Kämpfe dagegen; der siebente und achte erzählt den Aufschwung, die Hoffnungen, die Täuschungen von Achtundvierzig in Berlin, in Frankfurt und in Hannover, dessen politische Capacitäten, wie namentlich der geistreiche Gyniker und Preußenfeind Detmold, uns sehr anschaulich geschildert werden; endlich der neunte und letzte Band hat zum Gegenstand „das jähe Ende welfischer und den Anfang neuer Dinge“, er bringt sehr interessante Enthüllungen über das „Schwindeljahr“ und den „Gauernerbund“ in Hannover und ist in der That mehr Geschichts- und Memoirenwerk, als Roman. Neben diesen deutschen Geschichten laufen immer die amerikanischen parallel. Letztere schließen mit der Vollen-dung der, einen Welttheil überbrückenden und die Atlantis mit dem stillen Ocean verbindenden Pacific-Bahn, welche am 10. Mai 1869 in Washington, unter Kanonendonner und Entfaltung des Sternenbanners ge-feiert wird.

Ich wiederhole: Als Kunstwerk hat der Roman große Schwächen. Er occupirt zu viel Zeit und zu viel Raum, er verbraucht zu viel Personen und zu viel Dinge, um eine einheitliche Idee siegreich über all diese Massen von Material zum Durchbruch zu bringen. Ja, es wird uns manchmal beinahe etwas wirr, wenn wir diese Reihen von Generationen rastlos an uns vorüber-rauschen sehen und hören.

Aber auf der anderen Seite bietet uns dieser Roman in Hülle und Fülle das, was wir in den meisten anderen vermiffen, nämlich die sorgfältig-sten und erfolgreichsten Detailstudien, deren Mangel die glänzendste Schreibart und die fruchtbarste Phantasie nie zu ersetzen vermögen. Wir haben hier ein mit niederländischem Realismus gemaltes Bild, — ein ehrliches und treues Spiegelbild unserer Vergangenheit, aus welchem Jeder, der lernen will, auch lernen kann für die Zukunft.

Man kennt die farbenreichen Gemälde, welche uns Jean Paul in seinem „Titan“ vom Lago maggiore und den borromäischen Inseln gibt und die man so sehr bewundert hat. Es ist wahr, sie sind reizend. Aber es ist zugleich auch reizend, daß sie nicht wahr sind.

Oppermann's culturhistorische Tableaux sind das directe Gegentheil. Sie sind etwas trocken und hart gemalt, aber sie sind wahr; und das ist eine

Eigenschaft, auf welche man glücklicher Weise in neuerer Zeit etwas mehr Gewicht zu legen scheint, als früher.

Die Feldpost.

Neben der genialen Armeeführung ist es, wie auch von unseren Feinden anerkannt wird, der von Preußen ausgegangene vorzügliche Organismus des Deutschen Heerwesens, welcher unseren Waffen die großen Erfolge verschafft hat. Das Communicationssystem, in der preussischen Armee zuerst durch Friedrich's des Großen unablässige Sorge zu höherer Ausbildung gebracht, nimmt dabei eine der ersten Stellen ein. Gleichwie die Kriegseleistungen des eben vergangenen Jahres diejenigen der früheren Zeiten überragen, so lassen auch die Organisationen, welche in dem Riesenleibe der Armee die Lebensströmung und Nervenanspannung unterhalten müssen, alle früheren Leistungen auf diesem Gebiete weit hinter sich. Wir wollen versuchen, dem Leser einen näheren Einblick in einen wichtigen Theil dieser Organisationen: in das Getriebe der Feldpost zu eröffnen. Die Feldpost! Gewiß in Millionen von Gemüthern erweckt dies Wort, das schon in seiner Zusammensetzung den ehernen Kriegsklang mit dem freundlicheren Ausdruck der Friedensarbeit vereinigt, eine tiefere Theilnahme. Wie Vielen hat die Feldpost den unendlichen Trost der sicheren Nachricht gespendet, wie viel Liebeszeichen hat sie den Truppen aus der fernen Heimath überbracht! Die Gefechtsbeschreibungen, die Siegesberichte in den Zeitungen, die Erzählungen vom Bivak, von den Feldwachen und vom gefahrvollen Vorposten- oder Patrouillendienst, — es sind Feldpostbriefe. Ja selbst die letzte traurige Gewißheit über das Schicksal eines treuen Herzens, immer noch eine wehmüthige Beruhigung nach so viel quälender Angst — muß die Feldpost den Zurückgebliebenen bringen. Was knüpft sich nicht im Gemüthsleben Alles an einen Brief aus dem Felde oder aus der Heimath! — Und dieser Briefe gehen täglich über 400.000 durch unsre Feldpost — als ebensoviele sichtbare Zeichen des innigen Bandes, das Armee und Vaterland umschlingt. Welche unermessliche Wohlthat unserer Civilisation, wenn man sich die früheren Zeiten vergegenwärtigt, wo man mittelst der Pfeile communicirte — welche mit daran befestigten Briefen in einen belagerten Platz abgeschossen — den Belagerten Kunde überbrachten, oder wo man sich mit Feuerzeichen half, durch welche z. B. Agamemnon die Einnahme von Troja nach Mykene meldete. Denn der Schiffscatalog der Ilias erwähnt keiner griechischen Feldpost, wes-